

Im Schaufenster des Spirituosenhändlers

„Der standhafte Papagei“: Amir Hassan Chehelan erinnert an Teheran 1979, als normale Menschen binnen Kurzem zu Revoluzzern wurden. Er erzählt die Geschichte der Revolution von unten

VON SUSAN VAHABZADEH

Ohne Geschichte versteht man viele Dinge nicht, und dafür ist Iran ein ziemlich gutes Beispiel. Die Schlagworte Atomabkommen und Islamische Republik kennt jeder, aber wer weiß schon noch, dass der Zwist mit Amerika mit verstaatlichten Ölleitungen zu tun hat, von denen die Briten meinten, sie gehörten ihnen? Es gebe, meint Amir Hassan Chehelan, einer der wichtigsten persischen Schriftsteller des 21. Jahrhunderts, keine richtige iranische Geschichtsschreibung mehr – nur noch Versionen, die die Dinge sehr subjektiv im Licht ihrer eigenen Interessen beschreiben.

Er besorgt die Geschichtsschreibung also selbst, Buch um Buch. „Amerikaner töten in Teheran“ (2011) zeichnet in sechs Geschichten nach, wie seit den Fünfzigerjahren der Hass auf die USA entstand und sich ausbreitete; „Der Kaligraph von Isfahan“ erzählt von einem brutalen, aber temporären Ausbruch von Fundamentalismus im frühen 18. Jahrhundert; und sein neues Buch, „Der standhafte Papagei. Erinnerungen an Teheran 1979“ betrachtet nun die Revolution von unten. Er erzählt anhand ganz normaler Menschen in einem Viertel, wie innerhalb eines Jahres manche zu radikalen Revoluzzern wurden, die sich für Politik gar nicht interessiert hatten; und wie Menschen mit ganz unterschiedlichen Hoffnungen sich zusammenschlossen. Wenn auch nicht für ewig.

Seine Bücher werden Teil der persischen Literaturgeschichte, keiner kann dagegen etwas tun

Man kann es sich schon vorstellen, dass diese Form der Privat-Geschichtsschreibung natürlich nicht in die Buchläden von Teheran findet. Amir Hassan Chehelans Bücher erscheinen schon lange nicht mehr in Iran, sondern in Europa und Amerika, als Übersetzungen. Er lässt sich davon nicht beirren. „Für mich als Schriftsteller reicht es, wenn die Bücher einmal veröffentlicht werden – denn dann sind sie Teil der persischen Literaturgeschichte, und dagegen kann keiner mehr etwas unternehmen.“

„Der standhafte Papagei“ ist eine Mischung aus romanhaft erzählten Erinnerungen und Dokumentation. Man muss die Story mit dem Papagei nicht glauben, aber das meiste wird mit sachbuchgleicher Präzision verhandelt. Es ist egal, ob Chehelan die Leute tatsächlich kannte, an denen entlang er von der islamischen Revolution erzählt – er kennt jedenfalls ihre Geschichten. So erfährt man beispielsweise von der Evolution des Begriffes „nackt“ anhand eines fremden Familienalbums, das im Viertel kursiert. Nackt heißt bald: Da gibt es auf einem Bild unverhüllte Fesseln zu sehen. Und wann eigentlich ging alles los? Chehelan dekliniert das durch: bei den ersten großen Protesten am 9. November, oder schon am 5., als der Sohn des Spirituosenhändlers Firuz dem Vater eigenhändig die Schaufensterscheibe einwarf?

Firuz, der dann auf Porzellan umsattelt, gehört zu den zentralen Figuren des Viertels, von dem Chehelan erzählt, aber in weiten Teilen ist „Der standhafte Papagei“ ein gutes Beispiel dafür, warum Chehelan, der schon einmal ein paar Jahre im Exil gelebt hat, sagt, dass er Teheran



Junge Iraner vor der US-Botschaft in Teheran im November 1979. Im Februar war Ajatollah Khomeini aus dem Pariser Exil zurückgekehrt.

FOTO: AP

braucht, um schreiben zu können. Nicht nur die Atmosphäre und die Menschen, sondern auch die Archive und die Bibliotheken.

Besessen hat er Details gesammelt, die oft viel mehr sind als blanke Information. So schreibt er beispielsweise, dass in der Kination Iran damals 128 Filmtheater zerstört wurden und dann doch das Kino wieder ganz wichtig wurde, als der erste Rauch der Revolution sich verzogen hatte. Akribisch zählt er auf, welche Filme liefen in den verbliebenen Kinos von Teheran, während die westliche Welt zum ersten Mal wirklich wahrnahm, dass im Nahen Osten ein religiöser Fundamentalismus entstanden war.

Die Revolutionäre von Teheran sahen derweil, unter anderem, „Der gelbe Rolls-Royce“, eine Komödie mit Louis de Funès und „Missing“ mit Jack Lemmon, von Constantin Costa-Gavras, der sogar in drei Kinos gleichzeitig lief. Letzterem mag bei seinem Erfolg geholfen haben, dass am Ende Henry Kissinger wegen des Militärputsches in Chile verklagt wird. Aber genau genommen haben sich all diese Filme damals auch die Europäer angesehen. Teheran 1979 kommt einem für einen Augenblick viel näher, als man es sich seit vierzig Jah-

ren hat vorstellen können. Ein Buch wie „Der standhafte Papagei“ hätte Chehelan bestimmt nirgendwo anders schreiben können. Die Geschichte von den Straßennädchen etwa, die im Revolutionsgeschehen ausgeräuchert werden – und dann heuert man sie, ein Jahr später, wieder an: Als Ehefrauen auf Zeit, was immer das sein mag, für die jungen Soldaten, die ab 1980 in den Krieg gegen den Irak ziehen müssen. Setzt man sich bei der Zensur eigentlich tiefer in die Nesseln, wenn man etwas erfunden hat oder wenn es stimmt?

Der Papagei hat einen Hauch von Freiheit gespürt, doch dann soll er den Schnabel halten

Man könnte Chehelan vorwerfen, dass hinter all den nüchternen Schilderungen, wann wo was passiert ist, der Leser manchmal die Leute aus dem Viertel fast aus den Augen verliert, sie als Figuren den gleichen Wert haben wie die Premierminister und Ayatollahs in dieser Geschichte.

Irgendwann jedenfalls ist Herr Firuz der Held des Viertels, weil ihm ein Papagei anvertraut wird, von dem keiner so recht weiß, wo er herkommt – aber die Men-

schen sind so von Solidarität beseelt, dass sie das Vieh am Leben lassen, obwohl es einen gefährlichen Wortschatz hat. Der Papagei sagt immerzu: „Lang lebe der Schah!“ Er weiß nicht, was er redet, aber das ist ja bei Menschen auch oft so; und so wird Firuz es mit Umerziehungsmaßnahmen versuchen.

Chehelan erzählt auch von all den hoffnungsvollen Liberalen und Intellektuellen, die am Ende eine ganz andere Republik wollten. Was ein Geschichtsbuch maßtäglich unterschlagen würde, ist die Planlosigkeit dieser Revolution, die sich einfach so zu ergeben scheint und von der keiner wirklich weiß, wohin genau sie führen soll.

Die Studenten, die am Ende die amerikanische Botschaft stürmen, haben keine Vorstellung von den Folgen, die sie auslösen, sie haben darüber überhaupt nicht nachgedacht. Aber plötzlich sind die USA und der Schah an allem schuld.

Der Schah, der dann bald ausreist, soll sogar ein Kino in Brand gesteckt haben, in dem Feuer starben 400 Leute; und die Gerüchteküche will nicht glauben, dass das Feuer mit den Verfechtern einer islamischen Republik zu tun hat, die dekadente Freizeitgestaltung wie westliche Filme zu

verteufeln beginnt. Das Verdrehen von Nachrichten, der abergläubische Blödsinn – das gibt es immer noch. Und das gibt es überall.

Ganz langsam und leise schleichen sich die Euphorie und die Solidarität wieder hinaus aus Chehelans Chronik des Revolutionsjahres. Der Schah ist abgereist, das Volk macht den monarchistischen Straßenschildern mit Brechstangen den Garaus. Vor den Zeitungsredaktionen versammeln sich Demonstranten, die nach Zensur verlangen – Autoren, die ihnen nicht religiös genug sind, sollen nicht mehr gedruckt werden.

Wie viele seiner menschlichen Gefährten hat der Papagei einen Hauch von Freiheit gespürt, doch dann erfasst ihn der eisige Wind der Repression, er soll den Schnabel halten und am besten bis in seine Feder spitzen ein anderer werden. Amir Hassan Chehelan ist selbst ein bisschen wie dieser Papagei – die Umerziehung zur Schweigsamkeit würde er nicht aushalten.

Amir Hassan Chehelan: Der standhafte Papagei – Erinnerungen an Teheran 1979. Aus dem Persischen von Jutta Himmelreich. Matthes & Seitz, Berlin 2018. 197 Seiten, 22 Euro.

Hahnenkämpfe mit tödlichem Ausgang

Von Ketzermachern, Häretikern und Zauderern: Martin Mulsow über die radikale Frühaufklärung in Deutschland

Wissen ist ein zartes, von Verlust und Zerstörung bedrohtes Gut. Uns mag diese Sicht befremden. Wir leiden eher an Informationsüberfülle oder daran, dass sich auch noch der dümmste Gedanke irgendwo in den unendlichen Weiten der Öffentlichkeit unterbringen lässt und gespeichert wird. In der Frühen Neuzeit verhielt sich dies anders. Die Grenzen des Sagbaren waren enger, die Publikationsmöglichkeiten bei aller Dynamisierung des Medienbetriebs geringer, das Risiko höher, dass eine Handschrift oder ein Druck in kleiner Auflage für immer verloren ging oder gezielt vernichtet wurde – wenn es schlecht lief gleich gemeinsam mit dem Autor.

Der Ideenhistoriker Martin Mulsow hat in seinem letzten Buch dafür den Begriff des „prekären Wissens“ geprägt. Diese Gefährdung von Wissen hatte viele Gründe. Der Inhalt von Schriften konnte Machtbahnen politisch oder theologisch gegen den Strich gehen und zensiert werden; die Postwege waren unsicher; und bisweilen fehlten Zeit, Fähigkeit oder schlicht die Lust, Materialsammlungen in eine überlieferungsfähige Form zu bringen.

Damit Mulsows eigene Studien dem Schicksal des Wissensprekariats entgegen, liegt nun seine lange vergriffene Habilitationsschrift von 2002 in einer leicht überarbeiteten Version vor. Zusätzlich hat er die Materialien, die er damals bereits für einen zweiten Teil im Blick hatte, gesichert und als Fallstudien ausgearbeitet: zur Debatte um die Sterblichkeit der Seele, zur Aufwertung der Natur, zur Vermenschlichung der großen monotheistischen Religionsstifter oder zu den naturrechtlichen Wurzeln des Skeptizismus. Als Mulsows Forschungsprojekt vor etwa 25 Jahren startete, gab es den titelgebenden Begriff der „radikalen Aufklärung“ zwar bereits, für die Epochenkonstruktion aber war das Konzept von eher randständiger Bedeutung.

Seitdem hat sich in der Forschung die Perspektive nachhaltig verschoben. „Aufklärung“ kann ohne ihre extremistische Seite nicht mehr gedacht werden, und zwar auch in Deutschland, wo die „Moderaten“ mehr als in England oder Frankreich den Ton angaben.

Das liegt nicht zuletzt an Jonathan Israels monumentalen Studien zu „Radical Enlightenment“. Israel erzählt darin eine neue große Geschichte. Die wesentlichen Impulse für die Radikalen gingen demnach von Spinoza aus. Sie entwickelten die wirklich wertvollen Gedanken der Aufklärung, die für die modernen Errungenschaften eines freien Lebens in einem säkularen und demokratisch organisierten Gemeinwesen sorgten. Dieser Heroengeschichte setzt Mulsow ein anderes Bild entgegen. Bei ihm spielen Zufälle eine große Rolle, ungewollte Effekte und ungeplante Begegnungen. Es geht um extrem verschlungene Beziehungen, Einflüsse und Überlieferungswege. Die Gedankenschritte können nach vorn gehen, aber auch zurück, zur Seite oder irgendwie schräg und in Kurven verlaufen. Die List der Vernunft lässt sich nicht auf den Nenner einer linearen, teleologischen Erzählung bringen.

Theodor Ludwig Lau riss sich im Kerker mit einer Zange die Pulsadern auf

Die radikale Aufklärung kannte viele Spielarten: Atheisten und Materialisten zählten dazu, denen Spinozisten auf dem Fuß folgten. Zum Lager der Radikalen gehörte man, wenn man die göttliche oder menschliche Handlungsfreiheit bestritt (Determinismus und Fatalismus) oder wenn man umgekehrt dem Menschen zu große Handlungsmacht zubilligte und ihn auch ohne göttlichen Beistand für lebens-

fähig erklärte (Naturalismus). Riskant waren religiöse und konfessionelle Neutralität (Indifferentismus), der Verzicht auf die Offenbarung zugunsten eines vernünftigen Glaubens (Deismus) oder die Entgrenzung der Gedankenfreiheit (Freigeisterei).

Viele dieser Ideen existieren schon länger, aber nur, um souverän widerlegt werden zu können und die Überzeugungskraft der Orthodoxie zu belegen. Dieser Konsens bröckelte zusehends. Kompliziert wurde die Lage zudem dadurch, dass nicht allein religionskritische Positionen als gefährlich galten, sondern auch die Überzeugungen von Frömmigkeitsbewegungen, etwa des radikalen Pietismus, oder anderer Religionsströmungen, die nicht ins konfessionelle Schema passten. Hier kämpfte nicht einfach die Vernunft gegen den Glauben oder Philosophie gegen Theologie. Die Konflikte kannten keine eindeutige Gegnerschaft und keinen klaren Frontverlauf. Es handelt sich vielmehr um eine explosive Mischung von gut gemeinten Ideen, riskanten Gedankenexperimenten, übermütigen Scherzen und trotzigem Provokationen.

So erklärte etwa der Thomasius-Schüler Theodor Ludwig Lau: „Ich glaube, dass Gott der Urheber und Schöpfer der ganzen Welt sei und dass ich ein von ihm erschaffenes Geschöpf bin.“ Gleichwohl galt er als Atheist, wurde 1719 in Frankfurt inhaftiert und griff der Gerichtsverhandlung vor, indem er sich im Kerker mit einer Zange die Pulsadern aufriß – eine zeitgenössische Flugschrift berichtete, der Teufel habe sich seiner bemächtigt. In seinen philosophischen „Meditationen“ entwickelt Lau eine radikal herrschaftskritische Position, welche die Kirche nur als Instrument der Machtstabilisierung auffasste. Er fügte jedoch hinzu, dass mit einer Wiederkehr des ursprünglich herrschaftsfreien Zustands nicht zu rechnen und dass dies auch nicht wünschenswert sei.

Laus Rhetorik war durchaus typisch für „Techniken der Distanznahme“. Denn er selbst präsentierte sich als Eklektiker, der bereits vorhandene Gedanken aufgriff und bündelte. In seinen Schriften übernahm er die Rolle eines Heiden, privat aber verstand er sich als gläubiger Christ. Lau stellte Alternativen zur Verfügung, ohne dass dies gleich als radikaler Angriff auf die etablierten Glaubensbestände hätte aufgefasst werden müssen.

Manchmal infizierten randständige Ideen ein ganzes Gedankengebäude

Die Aufklärer machten sich radikales Gedankengut also sehr unterschiedlich zu eigen. Es gab den seltenen Typus des offenen Radikalen, der für seine Positionen persönlich eintrat und die Konsequenzen akzeptierte; den verbreiteten Typus des verdeckten Extremisten mit moderatem Stand und radikalem Spielbein, der verschiedene Strategien der Tarnung und Chiffrierung benutzte; den scheinbar Radikalen, der sich zu Unrecht verdächtigt fühlte; und auch den ungewollt Radikalen, der traditionelle und etablierte Gedankensysteme eigentlich zu stützen versuchte – tatsächlich begannen viele spätere Häretiker mit dezidiert moderaten oder sogar orthodoxen Absichten, aber ihre Argumente entwickelten ein Eigenleben.

Manchmal infizierten die randständigen Ideen dann ein ganzes Gedankengebäude, sodass es mit einem intellektuellen Doppelleben nicht mehr getan war. Diese Ansteckungsgefahr und das Potenzial, das unter Umständen in einer Formulierung steckte, wurden immer wieder als eigentliche Gefahrenquelle beschworen. Aus der Perspektive einer Hermeneutik des Verdachts reicht das prekäre Wissen weit in

die scheinbar sicheren Zonen hinein. Damit trugen die „Ketzermacher“ ihrerseits zur Radikalisierung bei, indem sie die Konsequenzen aus bestimmten Gedankengängen aufzeigten und damit das extremistische Potenzial erst zur Geltung brachten.

Mulsows Anteilnahme gehört insbesondere jener zerstreuten Menge intellektueller Einzelkämpfer, die philosophiegeschichtlich in der zweiten oder dritten Reihe stehen. In scheinbar abwegigen gelehrten Debatten erkennt er die „Hahnenkämpfe der Aufklärung“, die wie die berühmten „balinesischen Hahnenkämpfe“ der Ethnologie in dichten Beschreibungen zum Schlüssel fremder Gesellschaften werden. In seinen ungeheuer gelehrten, überraschenden Untersuchungen bringt er die ganze Komplexität von „Denkräumen“ zur Geltung. Seine Studien sind empirisch breit fundiert und verfahren gleichwohl oft mit höchst spekulativem Scharfsinn, weil im Bereich des prekären Wissens viele Informationen verloren gegangen sind und erschlossen werden müssen.

Ein Missverhältnis bleibt allerdings: Rund 920 Seiten an Fallstudien stehen fünf Seiten „Zusammenfassung“ entgegen. Wie aber soll die überbordende Fülle an Einsichten und Erkenntnissen von der künftigen Forschung verarbeitet werden? Vor sechs Jahren hatte Mulsow in seinen Überlegungen zum „Prekären Wissen“ zwei Syntheseangebote gemacht: eine „Geschichte der Freiheit“ und eine „Geschichte der Sicherheit“. Diese Geschichten würden wir jetzt gern lesen.

STEFFEN MARTUS

Martin Mulsow: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720. Band 1: Moderne aus dem Untergrund. Band 2: Clandestine Vernunft. Wallstein Verlag, Göttingen 2018. Zusammen 1126 Seiten, 59,90 Euro

Der Geruch künstlicher Kälte

Tillie Waldens Comic „Pirouetten“ erzählt vom Eiskunstlauf

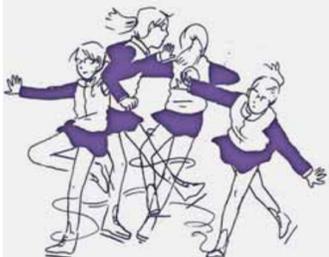
Der Eiskunstlauf ist eine Disziplin der Gegensätze. Er fordert eine Anmut des Fliegens in klobigen Schlittschuhen. Er ist Eleganz und penible Genauigkeit. Schweiß und Schminke.

Tillie Walden ist fünf Jahre alt, als sie mit dem Eiskunstlauf beginnt. Gehorsam spachtelt sie Make-up auf ihr Kindergesicht, trägt Strumpfhosen in den richtigen Farbtönen, erträgt die missgünstigen Blöcke der anderen Mädchen und Mütter. Das Training findet vor und nach der Schulzeit; an den Wochenenden dann die Wettbewerbe, die sie liebt, wenn sie gewinnt – und hasst, wenn nicht. Zwölf Jahre lang betreibt Walden einen Leistungssport, der athletischer Wettkampf und zugleich Schönheitswettbewerb ist.

In „Pirouetten“ setzt sich die 22-jährige Comiczeichnerin aus Texas mit ihrer Vergangenheit auseinander und mit den Rollenbildern und Idealen, die ihr wie so vielen anderen jungen Mädchen anezogen wurden: leistungsstarke Subjekte zu sein und gleichzeitig einem standardisierten Bild von Weiblichkeit zu entsprechen. „Ich erwarte saubere Beinarbeit und perfekte Armhaltung. Und ein Lächeln“, lautet der Appell der Trainerin.

Den Leistungsdruck, die verinnerlichten Mechanismen von Wettbewerb und Selbstdisziplinierung – all das inszeniert Walden in dunkelviolett gezeichneten Panels. Die strenge Architektur der Eishallen und deren steriles Inneres sind die Bühne für die Hauptfigur, die in knappen Kleidern gegen die permanente Erschöpfung und die Kälte ankämpft. „Es riecht nach Eishockey-Schweiß und künstlicher Kälte. Obwohl sich alles in mir sträubt, wird sich eine Eishalle immer wie ein Stück Zuhause anfühlen.“

Wie hält sie zwölf Jahre lang ein Leben aus, das sie eigentlich gar nicht leben will? Dieser Frage geht die Autorin in mehr als 1000 Zeichnungen nach, und die Antworten darauf vermutet man auf jenen Seiten, die nicht gänzlich vom dominierenden Violett absorbiert sind. Zwischen den Strips aus endlosen Tagen in erdrückender Dunkelheit sickert ein Gelb in die Bilder und markiert in dieser großen Erinnerungskonstruktion Momente einer jeweils stark empfundenen Gewissheit. Da sind die vielen gelben Lichtpunkte, die in der Decke der Wettkampfhalle wie Sterne über der Eisfläche leuchten. „Wenn mir eine Kür gelang, war das wie ein Rausch.“ Oder der gelbe Schein, der sich als Glorie um die Figur der Trainerin schmiegt, nach deren körperlicher Nähe sich das Mädchen so sehnt. Und dann sind da die Passagen, in denen das Gelb lange ausbleibt und das Violett fast schwarz wirkt. Wenn die Erzählung die Eishalle verlässt und ins emotional erkaltete Elternhaus schwenkt, in die Flure der High School, in denen die Hauptfigur dem übergriffigen Vertrauenslehrer und mobbenden Mitschülern ausgesetzt ist.



Über den Dreisprung: „Einer der ersten Sprünge, die ich gelernt habe. Ich erinnere mich noch an das Gefühl, wie mein hinteres Bein nach vorn schnell und ich vom Schwung in die Luft gehoben werde.“ FOTO: REPRODUKT

„Pirouetten“ ist ein melancholisches Buch, intim, charmant und sehr beunruhigend. Dabei ist die große Stärke der atmosphärischen Erzählweise, dass die Zeichnungen mehr vermitteln als die Erinnerungen an biografische Fakten. Die Empfindungen der Autorin sind den Mimiken ihrer Figuren eingeschrieben oder tun sich zwischen den Seiten auf, wenn eine Szene aussieht, als würde sie aus einem anonymen Dunkel heraus betrachtet, und man sich als Leser plötzlich als Voyeur fühlt.

Tillie Waldens autobiografische Graphic Novel ist die Geschichte einer jungen Frau, die ausbricht aus den Strukturen, in denen sie aufwächst, sich in einem hyperfemininen Umfeld als lesbisch outet und dadurch den Mut findet, das zu tun, was ihr am wichtigsten ist: Comics zeichnen. Ein Einzelschicksal – und doch kondensieren im Buch all die Themen derzeit virulenter Geschlechterdebatten.

Tillie Walden: Pirouetten. Graphic Novel. Aus dem Englischen von Sven Scheer. Reprodukt Verlag, Berlin 2018. 400 Seiten, 29 Euro.

Grass-Preis für Jens Sparschuh

Der Schriftsteller Jens Sparschuh wird von den Teilnehmern des Lübecker Literaturtreffens mit dem Günter-Grass-Preis (von Autoren für Autoren) ausgezeichnet. Die Autoren begründeten ihre Entscheidung mit der Leichtfüßigkeit, mit der Sparschuh sich zwischen Kalauer und Poesie, Komik und Philosophie, zwischen Roman, Essay, Hörspiel und Kinderbuch bewegt. Der Preis wird am 27. Januar im Bürgerschaftssaal des Lübecker Rathauses überreicht.

DPA